

Carlos Alberto Haas

Das Private im Ghetto

Jüdisches Leben im
deutsch besetzten Polen
1939 bis 1944



Wallstein

Carlos Alberto Haas
Das Private im Ghetto

Das Private im Nationalsozialismus

Herausgegeben von Johannes Hürter und Andreas Wirsching,
im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin

Band 3



Carlos Alberto Haas

Das Private im Ghetto

Jüdisches Leben im deutsch besetzten Polen
1939 bis 1944

WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2020
www.wallstein-verlag.de

Zugleich Dissertation an der Ludwig-Maximilians Universität München (2018).

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und der Frutiger

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, unter Verwendung einer Fotografie aus dem Yad Vashem-Archiv: Lodz. Juden verabschieden sich von ihren Verwandten vor ihrer Deportation [Datum unbekannt]. © Yad Vashem Archives, 4062/70.

ISBN (Print) 978-3-8353-3843-2

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4572-0

INHALT

Editorial 7

Einleitung 11

 1. Auswahl der Ghettos 15

 2. Zum Quellenkorpus 23

 3. Forschungsstand 33

 4. Methodische Grundlagen. 42

I. Kontinuitätslinien jüdischen Lebens 49

 1. Die jüdische Bevölkerung Polens in der Zwischenkriegszeit . . . 49

 2. Neue Grundlagen – Kriegsausbruch und Kampfhandlungen . . . 77

II. Rahmenbedingungen des Privaten
 im Ghetto 101

 1. Private Zeit 101

 2. Privater Raum 141

III. Individuum und sozialer Nahbereich 207

 1. Alleinsein im Ghetto 207

 2. Nähe und Distanz 252

IV. Religion und Glaube 303

 1. Jüdische Religion als Deutungsressource 307

 2. Individuelle Identitätskonstruktion. 320

Transformationen des Privaten 323

Dank	335
Anhang	337
Abkürzungen	337
Quellen- und Literaturverzeichnis	338
Personenregister	368

EDITORIAL

»Nein, in Deutschland gibt es keine Privatsache mehr!« Diese Formulierung von Robert Ley, dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront, spiegelt den unbegrenzten Machtanspruch der nationalsozialistischen Diktatur wider. Doch entsprach sie der sozialen Realität zwischen 1933 und 1945? Inwieweit wurden die Grenzen des Privaten tatsächlich eingerissen? Das NS-Regime ging mit den tradierten, im Kern bürgerlich-liberalen Vorstellungen von Privatheit erstaunlich flexibel um. Je nach ideologischer Kategorisierung und politischem Kalkül wurden private Bereiche in Frage gestellt, eingeschränkt und zerstört, aber durchaus auch gewährt, begünstigt und propagiert. Die privaten Wünsche und Sehnsüchte der Deutschen konnten mit der nationalsozialistischen Herrschaft in Konflikt geraten, sich mit ihr arrangieren oder sogar zu gegenseitigem Vorteil sich eng mit ihr verbinden. Privatheit verschwand nicht, musste jedoch den Bedingungen der Diktatur angepasst werden.

Die soziale Praxis des Aufeinandertreffens von »privat« und »öffentlich« war für die Geschichte des Nationalsozialismus von fundamentaler Bedeutung, blieb aber bisher weitgehend unerforscht. Hier setzt das von uns geleitete Forschungsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin an, das der Frage nachgeht, wie sich das Verhältnis zwischen privaten Lebensentwürfen und öffentlichen Gewaltansprüchen gestaltete. Das Projekt wurde von Juli 2013 bis Juni 2017 von der Leibniz-Gemeinschaft gefördert und stand in enger Kooperation mit der University of Nottingham (Prof. Dr. Elizabeth Harvey) und dem Deutschen Historischen Institut in Warschau. Es zielt darauf, mit dem Privaten ein zentrales Thema der nationalsozialistischen Gesellschaftsgeschichte konzeptionell und analytisch neu zu erschließen. Das Projekt dient darüber hinaus der Internationalisierung der NS-Forschung, indem es deutsche, angelsächsische und polnische Zeithistoriker/innen in der Diskussion eines innovativen Forschungsvorhabens zusammenführt.

Unser Projekt, dessen wichtigste Erträge in der vorliegenden Reihe publiziert werden, kommt im Wesentlichen zu drei Ergebnissen. Erstens bestätigt sich, dass Privatheit im »Dritten Reich« immer prekär war, etwas, das stets angefochten werden konnte und immer wieder neu ausgehandelt werden musste. Das galt besonders für politisch oder rassistisch Verfolgte und für die Bevölkerung der besetzten Gebiete; das galt aber auch für die »arische« Mehrheitsgesellschaft. Niemand konnte sich sicher sein, ob, wann und inwieweit etwa die Reaktion auf nonkonformes Verhalten, eine rassenideologisch geprägte Gerichtsverhand-

lung oder eine Denunziation das zunichtemachten, was zuvor als Privatheit zugestanden worden war.

Zweitens wird ein »normales privates Leben« als ein Versprechen identifiziert, mit dem das Regime seine Herrschaft legitimieren, Massenanhang gewinnen und sich von den wirtschaftlichen Krisen, politischen Konflikten und als negativ empfundenen sozio-kulturellen Liberalisierungen der Weimarer Republik abheben wollte. Die Gewährung »privaten Glücks« wurde als Ressource zur Stärkung der »Volksgemeinschaft« eingesetzt. Die Verheißung und Förderung von privaten Interessen, Familienleben und Konsum bildeten keinen Gegensatz, sondern einen komplementären Ausgleich zur nationalsozialistischen Politik des »Gemeinnutzes« und der Massenmobilisierung.

Drittens fügten viele »Volksgenossen« von sich aus ihre eigenen privaten Entwürfe, Wünsche und Lebensweisen in das politische System des Nationalsozialismus ein und stützten es dadurch. Vor die Entscheidung gestellt, sich zum Nationalsozialismus zu verhalten und auch ihr privates Selbst »für oder gegen« zu positionieren, nutzten sie, ob aus Überzeugung oder aus Opportunismus, aktiv die Möglichkeiten, ihre persönlichen Interessen innerhalb des von den Machthabern gesetzten Rahmens zu verfolgen – häufig zulasten der Opfer des NS-Regimes. Auch hier zeigte sich die Politisierung des Privaten.

In unserem Projekt entsteht ein breites Panorama, was Privatheit in der NS-Diktatur bedeutete. Ob den »Volksgenossen« vor Gericht oder den Wehrmachtsoldaten und ihren Angehörigen im Heimaturlaub eine Privatsphäre zugestanden wurde oder nicht, ob ein regimekonformes Ehepaar sein Familienleben und die Erziehung der Kinder den nationalsozialistischen Vorstellungen anpasste, ob jüdische Ghettobewohner in Polen sich mit bestimmten Praktiken einen Rest an Privatheit bewahrten: Das Private im Nationalsozialismus erwies sich durchgehend als vielschichtiger Erfahrungs- und Handlungsraum, in dem Privatheit sowohl eine systemstabilisierende Ressource als auch eine individuelle Strategie war. In diesem Raum vermengten sich die Interessen von Regime und Individuen viel häufiger und ließen sich viel besser vereinbaren, als das die Forschung zuvor angenommen hatte.

Die Ausgangshypothese des Projekts war, dass Privatheit im NS-Staat keineswegs nur dichotomisch vom Gegensatz einer privaten Sphäre, die verteidigt werden musste, und einer öffentlichen Ordnung, die das Private kontrollieren und gewaltsam verändern wollte, geprägt worden sei. Vielmehr wurden eine Verflüssigung der Grenzen sowie ein unterschiedlich ausdifferenziertes Wechselspiel staatlicher Konzessionen und Repressionen mit persönlichen Anpassungen und Aneignungen vermutet. Diese Vorannahme wird durch die Projektergebnisse bestätigt. Das dadurch geschaffene neue Verständnis für die Komplexität des Privaten in der NS-Diktatur belegt seine hohe Relevanz für die

Geschichte des Nationalsozialismus und den heuristischen Wert des Privatheitbegriffs als Analysekategorie. Hieran werden, so hoffen wir, künftige Forschungen mit Erkenntnisgewinn anknüpfen können.

Johannes Hürter
Andreas Wirsching

EINLEITUNG

Im Sommer 1942 deportierten die deutschen Besatzer die meisten Bewohner des Warschauer Ghettos in Vernichtungslager und brachten sie dort um.¹ Eugenia Szajn-Lewin, zu diesem Zeitpunkt 33 Jahre alt, konnte sich auf der sogenannten »arischen« Seite der Stadt verstecken und entging so den Massen-deportationen. Doch auch sie überlebte den Holocaust nicht. 1944 machten die Deutschen sie ausfindig, verhafteten sie und ermordeten sie schließlich in Treblinka. In ihrem Tagebuch, das für die Zeit von 1942 bis 1944 überliefert ist, hielt sie nicht nur ihre eigenen Erlebnisse fest, sondern beschrieb auch immer wieder die allgemeine Stimmung im Ghetto. Besonders eindrücklich schilderte sie im August 1942, wie die verbliebenen Ghettobewohner versuchten, miteinander in Kontakt zu treten:

»Man hat die Wände auf den Böden, die die Nachbarhäuser miteinander verbinden, herausgenommen. Über die Dachböden gelangt man von einer Fabrik zur andern. Auf die Art besuchen die Leute nach der Arbeit ihre Verwandten und Freunde. In Nalewki hat man die Kellermauern durchbrochen, so dass man sogar aus den abriegelten Fabriken außerhalb des Ghettos ins zentrale Ghetto kommt. Es ist gefährlich, auf Gendarmen oder SS zu stoßen, aber das Bedürfnis, seine Angehörigen zu sehen, ist stärker als die Angst.«²

Bereits diese wenigen Zeilen verdeutlichen sehr eindringlich, welche Risiken die Menschen im Ghetto auf sich nahmen, um ihren Familien und Freunden nahe zu sein – trotz der permanenten existenziellen Bedrohung. Klar zu greifen ist auch die Kreativität, mit der sie auf die massiven Einschränkungen ihres Lebens reagierten, um ihre Ziele zu erreichen. Da der öffentliche Raum der Straße nicht mehr zur Verfügung stand, rissen die Ghettobewohner die Wände ihrer Keller und Dachböden ein und verschoben so die herkömmlichen Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Auf diese Weise gewannen sie die verlorene Bewegungsfreiheit ein Stück weit zurück – eine Grundvoraussetzung, um ihren Wunsch nach Nähe erfüllen zu können.

1 In der vorliegenden Arbeit wird im Sinne des besseren Leseflusses die Schreibweise »Ghetto« verwendet. Die alternative Schreibweise »Getto«, die sich in Quellen aus dem Betrachtungszeitraum ebenfalls findet, wird nur in wörtlichen Zitaten beibehalten, dort aber nicht jedes Mal als original gekennzeichnet.

2 Szajn-Lewin, Aufzeichnungen, S. 66.

Dieser Wunsch steht scheinbar im Widerspruch zu den Erfahrungen von fehlendem Abstand und Enge, die zuvor das Leben in den hoffnungslos überfüllten Ghettos geprägt hatten. Doch Nähe und Distanz verhalten sich komplementär zueinander. Nur aufeinander bezogen eignen sie sich, um die vielfältigen Formen menschlichen Miteinanders analytisch zu fassen, die sich während der deutschen Besatzung in den jüdischen Zwangsgemeinschaften herausgebildet hatten. Noch zwei weitere Charakteristika des Gegensatzpaares deuten sich im obigen Beispiel an: Zum einen mussten Nähe und Distanz unter den prekären Bedingungen der Ghettos durch situativ bedingtes Handeln immer wieder neu konstituiert werden. Zum anderen weisen beide Pole über das rein Individuelle hinaus und lassen übergeordnete Strukturen wie das Private hervortreten.

Ausgehend von diesen ersten Beobachtungen, schlägt dieses Buch das Private als neue analytische Perspektive der Ghetto-Forschung vor. Es versteht das Private als Set sozialer Praktiken, mit deren Hilfe Ghettobewohner Nähe oder Distanz bewahren oder neu schaffen konnten, und untersucht, wie sich diese Praktiken im Laufe der Zeit veränderten. Was lässt sich Neues über die individuelle Erfahrungsebene jüdischer Opfer herausfinden, wenn man diese Perspektive einnimmt? Wie beschrieben die Ghettobewohner selbst in Tagebüchern und Briefen die radikalen Eingriffe in ihre Umwelt und deren Auswirkungen auf private Praktiken? Inwiefern erschloss sich ihnen hieraus ein tieferes Verständnis der Gegenwart?

Diese Studie geht diesen Fragen am Beispiel der beiden Großghettos in Warschau und Litzmannstadt (Łódź) sowie der zwei kleineren Ghettos in Tomaszów (Tomaszów Mazowiecki) und Petrikau (Piotrków Trybunalski) nach und gliedert sich in vier Kapitel. Am Anfang steht ein kurzer Überblick über wichtige soziale, kulturelle und politische Tendenzen innerhalb der jüdischen Bevölkerung Polens (Kapitel I). Nur wenn man die große Bandbreite des polnischen Judentums der 1920er und 1930er Jahre berücksichtigt, deren Wurzeln bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichen, lassen sich die Transformationsprozesse in den Ghettos verstehen. Die Zeit vor Kriegsausbruch war ein Bezugspunkt, der im Laufe des Krieges nie ganz verschwand, und auch die verschiedenen Erfahrungsräume und Wissenssysteme, die sich in den sehr unterschiedlichen Lebenswelten herausgebildet hatten, blieben in den Ghettos prägend. Ähnliches gilt hinsichtlich der Kampfhandlungen im September 1939. Flucht und Tod, Ausbombungen und Umsiedlungen, Annexion und Terror hatten tiefgreifende Folgen für das Leben der polnischen Gesamtbevölkerung und insbesondere der Juden. Somit traten innerhalb sehr kurzer Zeit neben die gewachsenen Strukturen der Vorkriegsjahre neue Grundlagen, die sich während der Kriegszeit ebenfalls auf private Praktiken auswirkten.

Generell waren zeitliche und räumliche Strukturen unter deutscher Besatzungsherrschaft in hohem Maße instabil und veränderten sich ständig (Kapitel II). Inwiefern konnten die Ghattobewohner den permanenten Wandel wahrnehmen? Wie gelang es ihnen, sich immer wieder neu an die fragilen Rahmenbedingungen des Privaten anzupassen? Sei es mit Blick auf die Routinen des Alltags oder auf die Deutung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sei es an neuralgischen Punkten wie der Abriegelung der Ghettos oder hinsichtlich der Erfahrung räumlicher Enge: Stets mussten die Insassen der Ghettos ihre sozialen Praktiken situativ anpassen und zum Teil grundlegend revidieren. Das Kapitel fragt, welchen verallgemeinerbaren Transformationsmechanismen die Praxisfelder Nähe und Distanz hierbei unterlagen.

Wie gestaltete sich unter diesen Bedingungen das Verhältnis des Individuums zu seinem sozialen Nahbereich (Kapitel III)? Wie konnten sich die Menschen im Ghetto Momente des Alleinseins schaffen, wie Unabhängigkeit und Selbstbestimmung aufrechterhalten? Im Schreiben und stillen Lesen ließen sich beide Bedürfnisse miteinander verbinden. So verrät die Analyse dieser beiden Praktiken zunächst einiges über die Strategien, äußerlich Distanz zu den Mitmenschen aufzubauen. Darüber hinaus lässt sich der Reflexions- und Verständnisprozess greifen, der auf den Seiten von Tagebüchern und Briefen oder beim Lesen von Büchern zum Tragen kam und Residuen menschlicher Autonomie ermöglichte. Schließlich erlaubt der Blick auf die direkten Entstehungskontexte von Ego-Dokumenten, die Genealogie eines großen Teils der in diesem Buch verwendeten Quellen in die Fragestellung zu integrieren.

Im zweiten Teil des dritten Kapitels weitet sich die Perspektive vom Individuum auf zwischenmenschliche Beziehungen. Bestimmte Voraussetzungen für Liebe und Sexualität, für Freundschaft und Familie, die vor dem Krieg als selbstverständlich galten und nicht hinterfragt werden mussten, gab es unter den Bedingungen der Ghettos nicht mehr oder nur in stark veränderter Form. Wie gingen die Ghattobewohner damit um? Wie schafften sie es, Nähe und Distanz neu auszuhandeln, kreativ zu rekonstruieren oder radikal umzudeuten? Welche Folgen hatte das für das normative Gefüge der Ghattogesellschaften?

Wahrnehmung und Deutung der Gegenwart kamen nicht ohne Rückgriff auf herkömmliche Referenzrahmen aus. Das letzte, etwas kürzere Kapitel untersucht mit Religion und Glaube eines dieser Bezugssysteme, das sich unter den Bedingungen der Ghettos für viele Menschen als wirkmächtige Deutungsressource und praktikables Mittel der Identitätskonstruktion erwies (Kapitel IV). Die Religion bot pragmatisch-konkrete Orientierung für den Alltag, hielt aber auch mögliche Antworten auf Fragen nach Natur und Sinnhaftigkeit der aktuellen Erfahrungen und Ereignisse bereit. Deshalb scheinen viele der grundsätzlichen Überlegungen, die die Juden im Zusammenhang mit dem Privaten

im Ghetto anstellten, in diesem Kontext noch einmal verdichtet auf: Welche Tragweite würden die fundamentalen Umwälzungen unter deutscher Besatzung haben, die sich alltäglich beobachten ließen? Weshalb waren ausgerechnet die Juden den katastrophalen Bedingungen der Ghettos ausgesetzt? Was war die tiefere Ursache für rassistische Fremdzuschreibung, Verfolgung und Vernichtung – und was ließ sich dem entgegensetzen?

Im Zentrum der Betrachtung steht das Individuum, der einzelne Ghettobewohner. Aus gutem Grund hat ein wichtiger Zweig der Holocaust- bzw. insbesondere der Ghetto-Forschung in jüngerer Zeit aus anthropologischer Perspektive argumentiert und betont, die Ghettobewohner hätten nicht als Juden, sondern vor allem als Menschen gehandelt.³ Auf dieser Einsicht beruhen alle Ansätze, die die gesamte Bandbreite menschlichen Verhaltens in den Ghettos darstellen wollen und deshalb positive und negative Phänomene gleichermaßen berücksichtigen. Ein wichtiger Beweggrund hierfür war die Angst davor, Kategorien der Täter fortzuschreiben. Nun ist es richtig, dass es sich bei den Bewohnern der Ghettos um eine sehr heterogene Gruppe handelte, die zunächst nur aufgrund der Zuschreibung der nationalsozialistischen Rassengesetze als Juden definiert worden waren. Als solche wurden sie verfolgt, in den Ghettos interniert und schließlich dem weiteren Vernichtungsprozess ausgesetzt. Es gilt, die rassistische NS-Kategorisierung zu dekonstruieren, gleichzeitig aber ihre existenzielle Wirkmächtigkeit angemessen abzubilden. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden, Täterkategorien implizit zu reproduzieren.

Darüber hinaus versteht die vorliegende Studie die kulturellen Prägungen der Ghettobewohner als Faktor, der bestimmte Verhaltensweisen zumindest bis zu einem gewissen Grad nachvollziehbar macht. Das Jüdisch-Sein in seinen vielgestaltigen Ausformungen spielte in diesen Prägungen eine bedeutende Rolle. Dies hat mit der normativen Kraft der von den Tätern im Zweiten Weltkrieg geschaffenen Fakten nicht direkt etwas zu tun. Vielmehr hatte sich das Judentum in der Zweiten Polnischen Republik als eigenständige Kultur fortentwickelt bzw. fortentwickeln müssen, und die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität war ein integraler Bestandteil dieses Prozesses. Angesichts der Einstellung der polnischen nichtjüdischen Mehrheitsbevölkerung war es kaum möglich, das eigene Jüdisch-Sein abzulegen. Auch getauften oder völlig assimilierten Juden gelang es in den wenigsten Fällen, als »echte« Polen wahrgenommen zu werden. So begründet sich die Berücksichtigung der spezifisch jüdischen Prägung der meisten Ghettobewohner aus der historischen Konstellation der (polnischen) Vorkriegszeit und ist keine bloße Fortschreibung der biologistisch-rassistischen NS-Kategorie.

3 Diner, Perspektive, S. 25.

1. Auswahl der Ghettos

Die deutschen Besatzer errichteten in Osteuropa ab September 1939 ungefähr 1.200 Ghettos. Spätestens die Veröffentlichungen der beiden Enzyklopädien, die am United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington, D.C. bzw. an der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem entstanden sind, haben die Vielgestaltigkeit des Phänomens Ghetto eindrücklich vor Augen geführt.⁴ Die Definition eines Ghettos, die Martin Dean in seinem Einleitungstext zur USHMM-Enzyklopädie liefert, ist bewusst sehr allgemein gehalten, um dieser Komplexität Rechnung zu tragen. Ghettos waren demzufolge Räume, in denen Juden während des Zweiten Weltkrieges von Deutschen zusammengezogen wurden.⁵ Gängige Bilder, die mit dem Begriff landläufig assoziiert werden, erweisen sich angesichts dessen schnell als zu einseitig. Die Ghettos divergierten in ihrer jeweiligen Form stark, wobei sich drei hauptsächliche Unterscheidungsmerkmale feststellen lassen. Erstens unterschieden sie sich durch ihre topografische Ausdehnung und die Zahl ihrer Einwohner. Zweitens schwankte die Bestandsdauer eines Ghettos zwischen wenigen Wochen und mehreren Jahren. Drittens schließlich wiesen die einzelnen Ghettos unterschiedliche Grade der Abriegelung auf. Einige weitere Unterschiede ergaben sich in Abhängigkeit von diesen drei Hauptfaktoren, beispielsweise der Institutionalisierungsgrad der ghettointernen Selbstverwaltung oder die Entwicklung standortspezifischer Strategien im Umgang mit den Besatzern.

In Anbetracht der großen Zahl an Ghettos sind die genannten Unterscheidungsmerkmale zur Orientierung unerlässlich. Allerdings sollten von ihnen ausgehend nicht vorschnell Idealtypen konstruiert werden. Denn auch wenn Detailstudien über die große Masse der Ghettos nach wie vor fehlen, zeigen bereits die beiden Enzyklopädien, wie ausgeprägt die Unterschiede zwischen Ghettos sein konnten, die in den genannten Hauptmerkmalen übereinstimmen. Sie sind daher weniger Bausteine einer Typologie der Ghettos, als vielmehr Indikatoren, die auf mögliche unterschiedliche Erfahrungs- und Deutungshorizonte der jeweiligen Ghettobewohner hinweisen. Dies gilt es zu bedenken, will man die berechnete Forderung der jüngsten Forschung sinnvoll umsetzen, auch die Geschichte der kleineren und mittelgroßen Ghettos zu berücksichtigen.⁶ Ebenso wichtig wie die genannten Faktoren ist freilich die jeweilige Quellenlage, die gerade bei den kleineren Ghettos problematisch ist.

4 Miron/Shulhani (Hrsg.), *Yad Vashem Encyclopedia*; dies. (Hrsg.), *Yad Vashem Encyclopedia*; Megargee (Hrsg.), *Encyclopedia*, Bd. 2.

5 Dean, *Introduction*, in: Megargee (Hrsg.), *Encyclopedia*, Bd. 2, S. XLIII.

6 Vgl. Lehnstaedt, *Kleine Ghettos*.

a) Die Größe der Ghettos

Im Zentrum dieser Untersuchung stehen, wie bereits erwähnt, die Ghettos in Warschau, Litzmannstadt, Petrikau und Tomaszow. Der augenfälligste Unterschied zwischen den vier Standorten liegt in der Größe der jeweiligen Ghettos, die sich hinsichtlich der Einwohnerzahl ebenso voneinander abhoben wie mit Blick auf die räumliche Ausdehnung. Den beiden Großghettos in Warschau und Litzmannstadt stehen die beiden kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaszow gegenüber. In der Zwischenkriegszeit waren Petrikau und Tomaszow (bzw. Piotrków Trybunalski und Tomaszów Mazowiecki) Kleinstädte mit einem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, wie aus einer Volkszählung vom Dezember 1931 hervorgeht.⁷ Demnach zählte Piotrków insgesamt 51.349 Einwohner, von denen sich 11.400 selbst als »mosaischen Glaubens« bezeichneten, was einem Anteil von 22,2 Prozent entspricht. In Tomaszów lebten 38.020 Menschen, 11.310 von ihnen nach eigenen Angaben Juden, also 29,8 Prozent. Warschau und Łódź hingegen beherbergten die größten jüdischen Gemeinden Polens, in Warschau gab es mit 352.650 Juden gar die größte jüdische Gemeinde Europas (rund 30 Prozent der Gesamtbevölkerung). 1931 lebten in der Stadt Łódź 202.497 Juden (33,5 Prozent der Gesamtbevölkerung). Auch wenn sich die Bevölkerungszahlen bis 1939 noch geringfügig veränderten, so war das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den genannten jüdischen Gemeinden und der nichtjüdischen Mehrheitsbevölkerung zu Beginn des Krieges grundsätzlich sehr ähnlich. In den ersten Kriegsmonaten allerdings siedelten die deutschen Besatzer in allen vier Städten Juden aus umliegenden Ortschaften an, gleichzeitig kam es zu zahlreichen Fluchten vor allem der männlichen Bevölkerung in östlichere Gebiete. Aus diesem Grund unterschieden sich die Bevölkerungszahlen bei der Abriegelung der Ghettos in Warschau und Litzmannstadt von denen, die der Zensus im Jahr 1931 ergeben hatte. Das Ghetto in Litzmannstadt erstreckte sich im Mai 1940 über eine Fläche von 4,13 Quadratkilometer und zählte etwa 160.000 Bewohner, was einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von 40.000 Menschen pro Quadratkilometer entspricht.⁸ Die tatsächliche Dichte lag eher bei 60.000 Menschen pro Quadratkilometer, da nicht das gesamte Ghettogebiet bebaut war. Noch größere Enge prägte die Wohnsituation im Warschauer Ghetto, wo im Januar 1941 auf etwas über drei Quadratkilometern bebauter Fläche um die 400.000 Menschen lebten.⁹ Dies kam einer Bevölkerungsdichte von über 130.000 Menschen pro Quadratkilometer gleich. Verschiedene zeitgenössische Quellen geben an, dass Mitte 1940 in Petrikau

7 Die folgenden Zahlen bei Kosmala, Juden, S. 81-91.

8 Löw, Juden, S. 93.

9 Sakowska, Menschen, S. 56.

14.000 bis 20.000 Juden in 182 Wohngebäuden mit 4.178 Zimmern lebten (die Zahlenangaben schwanken hier stark).¹⁰ Durchschnittlich wohnten also etwa fünf Personen in einem Zimmer, das heißt 77 bis 110 Personen in einem Haus. In Tomaschow verteilten sich etwa 16.000 Juden auf insgesamt 250 Wohnhäuser, also im Durchschnitt 64 Menschen pro Haus.¹¹

Die genannten Durchschnittswerte zeigen, auf wie engem Raum die Ghettobewohner zusammenleben mussten. Besonders in Warschau und Litzmannstadt war die Bevölkerung aber nicht gleichmäßig über das Ghetto verteilt. Gebiete mit einigermaßen erträglicher Verteilung standen Bereichen gegenüber, in denen besondere Enge herrschte.¹² Für die Frage nach Nähe und Distanz ist zunächst die Bevölkerungsdichte von Bedeutung. Auch wenn diese in den Großghettos höher war, so kann doch auch für die kleineren Ghettos nur von unerträglichen Zuständen gesprochen werden.

Generell liegt die Vermutung nahe, dass Größe und Bevölkerungszahl des jeweiligen Ghettos, innerhalb derer sich das Individuum bewegte, Einfluss auf die Transformationen des Privaten hatten. Für die Ghettobewohner war es ein Unterschied, ob sie gemeinsam mit mehreren Hunderttausend Menschen in einem rundum durch mehrere Meter hohe Mauern und Stacheldrahtkonstruktionen abriegelten Gebiet oder in einer um das Zehn- bis Zwanzigfache kleineren Zwangsgemeinschaft in einer Kleinstadt leben mussten. Darüber hinaus ist gerade mit Blick auf Erfahrungen mit antisemitischen Maßnahmen und Verhaltensweisen in der Vorkriegszeit die Annahme gerechtfertigt, dass die Ghettoisierung als Teil deutscher antijüdischer Verfolgungspolitik in den kleineren Orten insgesamt anders wahrgenommen wurde als in den beiden polnischen Großstädten.¹³ Außerdem wirkten die gesellschaftlichen Strukturen, die sich in Tomaschow und Petrikau bereits vor 1939 anders entwickelt hatten als in den Metropolen, in den Ghettos fort.

Ein erheblicher Prozentsatz aller Ghettobewohner im Warthegau und im Generalgouvernement lebte (zumindest zeitweise) in kleinen oder mittelgroßen Ghettos. Laut Stephan Lehnstaedt trifft dies in den fünf Distrikten des Gene-

10 Kermish, *Destruction*, in: Giladi (Hrsg.), *Tale*, S. 323-353, hier S. 344 f. Die Faktenlage ist hier unklar. Ein Artikel in der dritten Ausgabe der »Gazeta Żydowska« vom 30. Juli 1940 behauptete, die jüdische Bevölkerung Petrikas habe Anfang September 1939 nur etwas mehr als 11.000 Personen umfasst. Eine 1942 von der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe vorgenommene Zählung kommt gar nur auf 10.000. Laut Kermish waren die Angaben von dem Interesse geleitet, die Zahlen nach unten zu korrigieren, allerdings gibt er keine genaueren Gründe für seine Vermutung an.

11 Dean/Reichelt, Tomaszów Mazowiecki, in: Megargee (Hrsg.), *Encyclopedia*, Bd. 2, S. 335-338, hier S. 336.

12 Vgl. Sakowska, *Menschen*, S. 56.

13 Vgl. Lehnstaedt, *Kleine Ghettos*, S. 22.

ralgouvernements auf 733.000 von insgesamt 1,9 Millionen Ghettobewohnern zu, also auf knapp 40 Prozent. Im Warthegau, wo es deutlich weniger Ghettos gab, waren es 120.000 von insgesamt 330.000 Ghettobewohnern, also mehr als ein Drittel. Die Einbeziehung der beiden kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaschow trägt dieser großen Personengruppe im Ansatz Rechnung. Allerdings zieht dies auch einige Probleme nach sich, die sich bei der Erforschung der großen Ghettos bislang noch nicht stellten. So sind aus Petrikau und Tomaschow schlichtweg viel weniger Quellen überliefert, große halboffizielle oder geheime Archive, die den Ghettoalltag umfassend dokumentierten, gab es dort nicht.

b) Bestandsdauer und Grad der Abriegelung

Allen vier Ghettos ist gemeinsam, dass sie mindestens zwei Jahre bestanden. Diese relativ lange Bestandsdauer begünstigte die Herausbildung von Strukturen, auf deren Grundlage sich private Bereiche überhaupt entwickeln konnten. Petrikau, häufig als das erste von Deutschen errichtete Ghetto überhaupt bezeichnet, existierte von Dezember 1939 bis zur Liquidierung Ende 1942, das Ghetto in Tomaschow wurde im Dezember 1940 eingerichtet und im Mai 1943 endgültig liquidiert. Das Warschauer Ghetto bestand von November 1940 bis zu seiner kompletten Zerstörung im Rahmen der Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstandes im Mai 1943. Am längsten von allen Ghettos im besetzten Osteuropa schließlich gab es das Ghetto in Litzmannstadt,¹⁴ das von April bzw. Mai 1940 bis August 1944, also mehr als vier Jahre existierte.

Ein genauer Blick auf die jeweilige Bestandsdauer der vier Ghettos bzw. auf den Zeitpunkt der Errichtung, an dem sich ebenjene Bestandsdauer naturgemäß festmacht, zeigt einen grundlegenden Unterschied auf. In Warschau und Litzmannstadt entstanden geschlossene, in Petrikau und Tomaschow hingegen offene Ghettos. Wie kam es zu diesen unterschiedlichen Entwicklungen? Zunächst wurden in allen vier Städten nach der Eroberung durch die Deutschen Judenräte eingesetzt. Den entsprechenden Befehl erteilte der Chef der Sicherheitspolizei Reinhard Heydrich in seinem Schnellbrief vom 21. September 1939.¹⁵

14 In der Forschung wird verschiedentlich die Bezeichnung »Ghetto Litzmannstadt« kritisiert. Richtig ist, dass nicht das Ghetto selbst nach Litzmann benannt wurde. Vielmehr handelt es sich um ein Ghetto, das Teil der Stadt Litzmannstadt war. Der offizielle Titel des dortigen Judenratsvorsitzenden lautete dementsprechend »Der Älteste der Juden in Litzmannstadt-Getto«. Analog spricht man nicht vom Ghetto Warschau, sondern vom Warschauer Ghetto. Gleichwohl findet sich auch der Ausdruck »Ghetto Litzmannstadt« in den Quellen. Vgl. Wiatr, Vorwort, in: Löw, *Getto łódzkie*, S. 15.

15 Schnellbrief des Chefs des Reichssicherheitshauptamtes, Reinhard Heydrich, an die Chefs der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei, 21. September 1939, in: Jüdisches Historisches Institut Warschau (Hrsg.), *Faschismus*, S. 37-41, hier S. 38.

Demzufolge waren die Judenräte, in der Diktion Heydrichs »Jüdische Ältestenräte«, vor allem für die Umsetzung der antijüdischen deutschen Maßnahmen zuständig. Von der Forderung Heydrichs, Juden vom Lande in größeren Städten zu konzentrieren, waren die vier Standorte ebenfalls alle in dem Sinne betroffen, dass aus den umliegenden Siedlungen, Dörfern und kleinen Städtchen mit »jüdische[n] Gemeinden mit unter 500 Köpfen«¹⁶ Juden eingesiedelt wurden, wenn auch in unterschiedlichem Umfang. Die weitere Entwicklung vor Ort verlief allerdings jeweils anders und führte im Ergebnis zu den zwei bereits genannten unterschiedlichen Ghettotypen. In Warschau und Litzmannstadt entstanden Ghettos, die durch Stacheldraht bzw. mit Mauern physisch von der Außenwelt abgetrennt waren. Die Zugänge zu den Ghettos wurden bewacht, das Verlassen war den Bewohnern bei Strafe verboten. Gleichzeitig war Nichtjuden aus der umliegenden Stadt das Betreten ebenfalls prinzipiell verboten. In Litzmannstadt war die Isolation noch umfassender als in Warschau, da dort anders als in der vormaligen polnischen Hauptstadt im Zuge einer konsequent durchgeführten Germanisierungspolitik auch Polen aus- und »Volksdeutsche« eingesiedelt wurden. Diese Neuangesiedelten vermieden noch konsequenter als die polnische Bevölkerung den (illegalen) Kontakt mit den Ghettobewohnern. In Warschau und Litzmannstadt entstanden letztlich abgetrennte Räume mit klarer Begrenzung, die Zwangsgemeinschaft der Ghettobewohner manifestierte sich innerhalb dieser Grenzen. Aufgrund der Abriegelung ist es möglich, für beide Standorte eindeutige Daten anzugeben, an denen das Ghetto zu bestehen begann. An beiden Orten gab es Zeitpunkte, an denen alle Juden in einem klar definierten Gebiet konzentriert sein mussten, wo sie dann in einem weiteren Schritt eingesperrt wurden. In Litzmannstadt schlossen die Deutschen das Ghetto am 10. Mai 1940.¹⁷ In Warschau wurde das Ghetto am 16. November 1940 abgeriegelt, nachdem der dortige Distrikts-Gouverneur Ludwig Fischer am 2. Oktober einen Erlass über dessen Errichtung unterschrieben hatte.¹⁸ In beiden Städten ging der Abriegelung eine Phase des Übergangs voraus, geprägt von massiven antijüdischen Restriktionen und Umsiedlungen in die späteren Ghettogebiete. In diesem Zusammenhang von einer Vorphase zu sprechen ist deshalb gut möglich, weil sich mit der jeweiligen Ghettoschließung ein präziser Anfangspunkt und gleichzeitig eine klare qualitative Veränderung festmachen lassen. Aus der Chronologie der Ereignisse ergibt sich eine solche Einteilung nicht ohne Weiteres. Die Deutschen hatten lange Zeit keine klare Vorstellung, was mit den Juden in den eroberten Gebieten geschehen sollte. Insofern zielten

16 Ebd.

17 Vgl. Löw, Juden, S. 90.

18 Vgl. Sakowska, Menschen, S. 55.

ihre Handlungen in den ersten Kriegsmonaten nicht sofort auf die Errichtung von Ghettos in der Gestalt ab, in der sie dann insbesondere in Warschau und Litzmannstadt für mehrere Jahre bestehen bleiben sollten. So schreibt auch Heydrich in seinem Schnellbrief über die Konzentration der Juden zunächst nur von »Konzentrierungsstädten« oder »Konzentrierungspunkten«, die einzurichten seien. Den Begriff »Ghetto« verwendete er eher beiläufig an nur einer Stelle.¹⁹ Zunächst interpretierte die Forschung den Schnellbrief als Hinweis auf einen von Kriegsbeginn an bestehenden deutschen Plan, der die Vernichtung der Juden vorsah, auf die zielgerichtet hingearbeitet wurde. Die Ghettos seien von Anfang an als Vorstufe der Vernichtung konzipiert gewesen. Seit längerer Zeit gilt diese Deutung jedoch als widerlegt. Vorherrschend waren zu Beginn des Krieges Überlegungen, die Juden in einem eigenen Reservat entweder in den neu eroberten Gebieten – gedacht war an den Distrikt Lublin – oder gar im weit entfernten Madagaskar permanent anzusiedeln.²⁰ Die der Ghettoschließung vorausgehende Zeitspanne war eher eine Phase, die von kurzfristigen, situativ getroffenen Entscheidungen lokaler Autoritäten geprägt war, und weniger ein genau geplantes Vorstadium für die späteren Ghettos.

Auch in Petrikau und Tomaschow gab es Phasen der innerstädtischen Konzentration von Juden, die nach Vorgabe der deutschen Behörden vor Ort zu einem bestimmten Datum abgeschlossen sein sollten. Allerdings entstanden an diesen beiden Standorten sogenannte offene bzw. halboffene Ghettos. An beiden Orten waren die »Jüdischen Wohnbezirke« nicht von Stacheldraht oder Mauern umgeben, das Ghettogebiet war lediglich durch entsprechende Schilder gekennzeichnet, Wachen gab es keine. Offiziell galt ein Verbot, außerhalb bestimmter Zeiten das Ghettogebiet zu verlassen, innerhalb eines gewissen Zeitfensters war es den Ghettobewohnern aber gestattet, festgelegte Stadtteile aufzusuchen.²¹ Dies geschah vor allem, um Fabriken zu erreichen, in denen die Juden Zwangsarbeit leisten mussten. Das Verlassen des Ghettogebietes bedurfte innerhalb der genannten Rahmenbedingungen keiner weiteren Autorisierung durch die Deutschen, etwa in Form von Passierscheinen oder Ähnlichem. Die zeitlichen und räumlichen Einschränkungen der Bewegungsfreiheit konnten durch das (illegale) Ablegen der für Juden verpflichtenden Armbinden umgangen werden. Insgesamt war ein Austausch mit der polnischen und deutschen Bevölkerung außerhalb der Ghettos möglich.

19 Jüdisches Historisches Institut, Faschismus, S. 39.

20 Brechtken, Madagaskar.

21 Ring. I/879, Bl. 7: Der Stadtkommissar der Stadt Petrikau, Hans Drechsel, Verfügung vom 1. Dezember 1939. Unter Punkt V. heißt es: »Allen Juden wird hiermit verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. Ausgangszeit ist innerhalb des Ghetto von 8 Uhr bis 15 Uhr, ausserhalb des Ghetto von 11 Uhr bis 13 Uhr.«

Die Deutschen implementierten in Petrikau erste Maßnahmen zur Errichtung des Ghettos bereits im Oktober 1939, weshalb dieser Standort häufig als erstes Ghetto des Zweiten Weltkriegs bezeichnet wird.²² Im Januar 1940 scheinen die internen Umsiedlungsmaßnahmen in vollem Umfang abgeschlossen gewesen zu sein, wenngleich in den behördlichen Verlautbarungen schon im November und Dezember des Vorjahres immer wieder von einem Ghetto die Rede war. Im Unterschied zu den beiden Großghettos in Warschau und Litzmannstadt gab es hier eben kein eindeutiges Datum, anhand dessen sich die Bestandsdauer des Ghettos terminieren ließe. Das Gleiche gilt für Tomaschow, wo der dortige Kreiskommissar Karl Glehn allerdings um einiges später, nämlich im Dezember 1940 die Einrichtung jüdischer Wohnbezirke befahl. Bereits einen Monat zuvor jedoch schrieb der damals 20-jährige Lutek Orenbach aus Tomaschow an seine Freundin Edith Blau in Minden/Westfalen: »Hier ist es gerade ruhig. Wir werden aus der Wohnung ausziehen. Es gibt hier auch eine Art Ghetto, aber nur ein provisorisches.«²³ Maßnahmen zur Konzentration der Juden, wie sie Orenbach in seinem Brief andeutete, waren bereits seit Jahresmitte 1940 angelaufen. Orenbach wusste sehr wohl von den Verhältnissen in anderen polnischen Städten, insbesondere in Warschau, und zog dieses Wissen zum Vergleich heran. Dass er die Entwicklung an seinem Aufenthaltsort dennoch nur bedingt einschätzen konnte, spiegelt die unklare Situation in Tomaschow wider. Eine Besonderheit des Tomaschower Ghettos war die Aufteilung in drei Teilghettos, die innerhalb der Stadt räumlich voneinander getrennt waren.²⁴ Wie bereits beschrieben waren die Ghettogebiete zunächst offen bzw. halboffen. Allerdings lösten die Deutschen am 15. Dezember 1941, also nach etwa einem Jahr, zwei der drei Teilghettos auf und riegelten das verbliebene Restghetto ab. In Petrikau und Tomaschow entstanden durch das Fehlen der physischen Abriegelung andere räumliche Grundbedingungen als in den beiden Großghettos. Trotz Kennzeichnungspflicht, Ausgangssperren und räumlicher Separierung war der Grad der Isolierung geringer. Das Gefühl, eingesperrt zu sein, war anders ausgeprägt als in den hermetisch abgeriegelten Großghettos. Wie oben bereits erwähnt gab es Kontaktmöglichkeiten mit der nichtjüdischen Bevölkerung vor Ort, da man den aufgezwungenen Wohnbereich zumindest

22 Ring. I/340, Bekanntmachung der Jüdischen Gemeinde an die jüdische Bevölkerung Piotrkóws vom 28.10.1939, Bl. 2. Es handelt sich um eine Aufforderung, bereits bis zum 31.10. in das als Ghetto vorgesehene Gebiet umzusiedeln. Bis Januar 1940 gab es mehrere Umsiedlungsfristen, was darauf hindeutet, dass die Umsiedlung nicht so rasch vorstattend wie von den Deutschen geplant.

23 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 11. November 1940, Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*05, Doc. 70, S. 2.

24 Vgl. Dean/Reichelt, Tomaszów Mazowiecki, S. 335.

zeitweise verlassen konnte. Der Austausch von Waren und Informationen war hier wesentlich leichter, demzufolge konnte man mit den Repressionen der Besatzer anders umgehen. Außerdem bestand zumindest die Option, den überfüllten Wohnräumen und der sicherlich oftmals unwillkommenen Gesellschaft der anderen Ghettabewohner für eine gewisse Zeit zu entkommen.

Die Ghettos in Litzmannstadt, Warschau, Petrikau und Tomaschow lagen alle vier auf dem Gebiet der Zweiten Polnischen Republik, das 1939 deutsche Truppen eroberten. Sie waren unter deutscher Besatzung Teil des Reichsgaus Wartheland und somit des Deutschen Reiches (Litzmannstadt) bzw. des Generalgouvernements (Warschau im gleichnamigen Distrikt, Petrikau und Tomaschow im Distrikt Radom). Freilich errichteten die Deutschen auch in den Gebieten Ghettos, die sie erst 1941 im Zuge der »Operation Barbarossa« besetzten. Auf die Auswahl von Standorten in den Reichskommissariaten Ostland oder Ukraine, die in den ersten zwei Kriegsjahren unter Sowjetherrschaft gestanden hatten, verzichtet die vorliegende Studie, auch wenn jüngere Arbeiten eindrucksvoll gezeigt haben, wie aufschlussreich ein solcher Ansatz sein kann.²⁵ Für die Frage nach den Transformationen des Privaten ist jedoch ein Mindestmaß an strukturellen Gemeinsamkeiten notwendig, wie sie die Lage der vier Ghettos im Warthegau und im Generalgouvernement gewährleistet. Dasselbe gilt auch für die allen vier Ghettos gemeinsame Bestandsdauer von mindestens zwei Jahren, die eine Grundvoraussetzung für die Herausbildung von Privatheitsstrukturen war.

Ein systematischer Vergleich der vier Standorte ist nicht das Ziel dieses Buches. Vielmehr geht es darum, mit der Frage nach dem Privaten eine Möglichkeit aufzuzeigen, sinnvoll mit der großen Zahl an Ghettos umzugehen. Das Private als Nähe und Distanz zu verstehen ermöglicht einen Perspektivwechsel weg von der Frage, »ob« es einen Alltag in den Ghettos gegeben habe, hin zur Frage, »wie« Ghettabewohner mit den extremen Lebensbedingungen umgingen und »wie« sich ihre sozialen Praktiken veränderten. Die Frage nach dem »ob« (wie auch nach dem »was«) begünstigt eine additive Aufarbeitung einzelner Standorte, die tendenziell eher deskriptiv ist und letztlich einem mehr oder weniger gleichen Schema folgt. Gerade angesichts der großen Zahl an Ghettos ist ein solch enzyklopädischer Ansatz, an dessen Ende viele Einzelstudien mit sich ähnelnden Ergebnissen unverbunden nebeneinanderstehen, hermeneutisch nur wenig ertragreich, so spannend der konkrete Einzelfall zunächst auch sein mag. Übergeordnete, einem spezifischeren Erkenntnisinteresse folgende Fragen können der Alltagsgeschichte der Ghettos eine gewisse Richtung geben – wobei der

25 Vgl. Bethke, Messers Schneide.

Frage nach dem Privaten selbstverständlich keinerlei Alleingültigkeitsanspruch zukommt. Sie stellt nur eine von vielen denkbaren Möglichkeiten dar.²⁶

2. Zum Quellenkorpus

a) Egodokumente als Quellen

Da diese Arbeit im hohen Maße auf Ego-Dokumenten basiert, stehen am Anfang dieses Abschnitts über Quellenlage und Quellenauswahl einige grundsätzliche methodische Überlegungen zu Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen dieser Quellengattung. Raul Hilberg teilt die Quellen des Holocaust in seiner gleichnamigen Studie in zwei Gruppen ein.²⁷ Quellen, die vor dem Zusammenbruch des NS-Regimes entstanden sind, bezeichnet er dort als Dokumente, Quellen aus der Zeit danach als Zeugnisse. Hilberg leitete also aus der zeitlichen Provenienz der Quellen klare Konsequenzen für deren Analyse ab. Indem er das Ende der NS-Herrschaft zur essenziellen Grundlage seiner Kategorisierung machte, markierte er eine Scheidemarke im Hinblick auf Wissen oder Nichtwissen um den Ausgang der NS-Herrschaft. Diese Unterscheidung ist für die Quellen der vorliegenden Arbeit selbstverständlich ebenfalls relevant. Allerdings sind bestimmte Aspekte dieser Einteilung insbesondere mit Blick auf die Quellen der Ghettoesgeschichte auch kritisch zu sehen. Viele Quellen aus den Ghettos, im Hilbergschen Sinne Dokumente, entstanden aus der bewussten Absicht heraus, die Lebensumstände in den jüdischen Zwangsgemeinschaften für die Nachwelt festzuhalten. Sie ließen sich daher mit einiger Berechtigung ebenfalls als Zeugnisse begreifen, das heißt, Hilbergs Kategorisierung ist mit Blick auf die Intention der Quellenurheber unscharf. Trotz dieser Einschränkung sei betont, wie wichtig der Unterschied zwischen retrospektiv entstandenen Quellen wie Autobiografien, Memoiren oder Testimonies auf der einen, und zeitgenössischen Ego-Dokumenten wie Tagebüchern, Briefen oder Postkarten auf der anderen Seite generell ist. Überlebende des Holocaust legten stets im Wissen um den Ausgang der Ereignisse Zeugnis ab, wohingegen die Verfasser der Ego-Dokumente jenen Ausgang eben nicht kannten.

26 Vgl. u.a. Bethke, Tanz; vgl. die aktuellen Dissertationsprojekte von Maria Ferenc an der Universität Warschau zu Gerüchten im Warschauer Ghetto, von Justyna Majewska an der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu Zeit- und Zukunftsvorstellungen im Warschauer Ghetto, von Dagmara Szałtek-Niewińska zu sozialen Netzwerken im Kreis Krakau oder von Izabela Paszko am Institut für Zeitgeschichte in München über informelle Kommunikation im deutsch besetzten Polen.

27 Hilberg, Quellen, hier S. 21.

Das Verhältnis retrospektiver Quellen zu zeitgenössischen Ego-Dokumenten ist für die vorliegende Publikation aus einem weiteren Grund interessant. Die Einwände, die gegen eine Verwendung der ersten Quellenart (teilweise durchaus zu Recht) angeführt werden, verraten nämlich gleichzeitig viel über den Wert, welcher implizit der zweiten zugesprochen wird. So gründen sich Zweifel an der Erinnerungsleistung der Überlebenden, die sich rückblickend mit dem Holocaust auseinandersetzen, auf den mehr oder weniger großen zeitlichen Abstand.²⁸ Außerdem leitet sich aus einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber möglichen Intentionen der jeweiligen Zeugen ein geringerer Quellenwert ab. Diese wie gesagt durchaus berechtigten Einwände vermischen sich fast immer mit dem eher unreflektierten Umkehrschluss, zeitgenössische Tagebücher gewährleisteten allein durch ihre größere zeitliche Nähe, das vermeintliche Fehlen eines Adressaten und somit auch einer sich vermeintlich unmittelbar erschließenden Intention einen größeren »Wahrheitsgehalt«. Nun ist es offensichtlich richtig, dass die Zeitverzögerung zwischen tatsächlichen Erlebnissen und der Niederschrift in ein Tagebuch in der Regel geringer ist als bei einem 30 oder 40 Jahre später gegebenen Interview, bei Memoiren oder Berichten. In der Tat mag der große zeitliche Abstand zu Ungenauigkeiten führen. Wichtiger ist aber die Feststellung, dass es im Falle des Tagebucheintrags überhaupt eine Zeitverzögerung gibt, wenngleich sie meist nur wenige Stunden, bisweilen einige wenige Tage beträgt. Außerdem schreibt der Verfasser eines Tagebuchs keineswegs nur das nieder, was er selbst erlebt hat, sondern auch, was ihm andere erzählt haben. Er wählt aus, er benennt, ordnet ein und deutet. Bei diesem Prozess beeinflussen ihn ganz unterschiedliche Faktoren. Der Blick auf diesen Vorgang und somit auf die Praxis des Tagebuchschreibens selbst verdeutlicht die vielfältigen Funktionen eines Tagebuchs und die heterogenen Intentionen des jeweiligen Verfassers. Wie Alexandra Garbarini gezeigt hat, waren die humanistische Tradition der Dokumentation und Reflexion des eigenen Erlebens sowie die jüdische Tradition des Berichtens über Katastrophen zentrale Bezugspunkte für Diaristen während des Holocaust.²⁹ Garbarinis Einteilung der Tagebuchschrreiber in Historiker und Märtyrer, Nachrichtenleser, Familienkorrespondenten und widerwillige Boten verdeutlicht, aus welch unterschiedlichen Motivlagen heraus Tagebücher geschrieben wurden. Tagebücher erfüllen also eine Funktion und folgen einer Intention. Dies schmälert jedoch keineswegs ihren Quellenwert. Vielmehr eröffnet das Einbeziehen der Praxis des Tagebuchschreibens neue Erkenntnishorizonte.³⁰ Gleiches gilt für das Briefeschreiben, bei dem

28 Vgl. Bauer, *Death*, S. 30-37.

29 Garbarini, *Days*.

30 Vgl. hierzu auch Shapiro (Hrsg.), *Chronicles*, darin insbesondere Appelfeld, *Individualization*, S. 1-8.

Intention und Funktion noch unmittelbarer zutage treten, da es hier normalerweise einen eindeutigen Adressaten oder zumindest einen Adressatenkreis gibt, zu dem der Verfasser in einer bestimmten Beziehung steht. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass analog zur Analyse zeitgenössischer Ego-Dokumente die Berücksichtigung der Praxis des Bezeugens auch einen sinnvollen Umgang mit Zeugnissen aus der Nachkriegszeit ermöglicht, auch wenn hier sicherlich andere Analysemethoden greifen.

Forschungen zu Ego-Dokumenten und entsprechende methodische Überlegungen gibt es seit einiger Zeit sowohl im Bereich der Holocaust-Forschung als auch in der Forschung zum Nationalsozialismus. Die Trennung dieser beiden inhaltlich komplementären Themenfelder ist künstlich, wie allgemein anerkannt wird. Umso erstaunlicher ist es, dass mitunter ganze Forschungsstränge in beiden Bereichen kaum Kenntnis voneinander nehmen, obwohl sie sich auf gleichartige Phänomene beziehen. Dieses Buch versucht, in methodischer Hinsicht eine Verbindung zwischen den Feldern herzustellen.

Auf Seiten der deutschsprachigen NS-Forschung haben zuletzt Janosch Steuwer und Hanne Leßau wichtige Beiträge zur Analyse von Ego-Dokumenten geleistet. In ihren Studien, die als Teil eines Bochumer Forschungsprojekts mit dem Titel »Der Nationalsozialismus als biografische und gesellschaftliche Herausforderung« entstanden sind, geht es um die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg.³¹ Steuwer konzentriert sich auf die Vorkriegszeit und präsentiert anregende methodische Ausführungen, wobei er sich auf den französischen Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune sowie den US-amerikanischen Historiker Peter Fritzsche bezieht. Die Überlegungen sind auch für die hier zu verhandelnde Frage hilfreich, insofern sie vor allem allgemeine Aspekte der »performativen Praktik« des Tagebuchschreibens betreffen. Denn die Frage, auf welche »Vorstellungen, Begriffe und Grundannahmen« die Zeitgenossen in ihren Ego-Dokumenten zurückgegriffen haben, lässt sich bis zu einem gewissen Grad durchaus auf die Situation in den Ghettos übertragen, so grundsätzlich verschieden diese zweifelsohne war.³² Allerdings verbietet die Zuweisung eines je unterschiedlichen »rassischen Status« im Sinne der NS-Rassenideologie sowie die sich daraus ergebenden existenziellen Folgen für die Betroffenen, nach vordergründigen inhaltlichen Parallelen zu suchen. Auf der Ebene des methodisch-analytischen Umgangs mit der Quellengattung ist ein fruchtbarer Austausch zwischen NS-Forschung und Holocaust Studies jedoch nicht nur möglich, sondern dringend geboten.

31 Steuwer, *Drittes Reich*; Leßau, *Entnazifizierungsgeschichten*.

32 Steuwer, *Drittes Reich*, S. 59.

Der zweite Forschungsstrang, der sich mit Chancen und Problemen von Ego-Dokumenten schon seit Längerem intensiv befasst, sind die interdisziplinär angelegten Holocaust Studies. Seit Beginn der 1990er Jahre hat die Beschäftigung mit Ego-Dokumenten als Teil eines generell stark expandierenden Forschungsfeldes deutlich zugenommen. Das komplexe Zusammenspiel von Konjunkturen öffentlicher Wahrnehmung, breiter gesellschaftlicher geschichtspolitischer Debatten sowie von Forschungstrends, die Struktur und individueller Handlungsmacht einen unterschiedlichen Stellenwert zuweisen, ist entsprechend Gegenstand der Reflexion.³³ Auch gilt mittlerweile die Ansicht, Ego-Dokumenten komme unter NS-Regime und Besatzung vor allem eine Ventilfunktion zu, weshalb sich in ihnen eine widerständige Praxis manifestiere, als überholt, vernachlässigt sie doch den vielschichtigen und häufig widersprüchlichen Charakter der Quellengattung. Die Verwendung von Ego-Dokumenten zu bloßen Illustrationszwecken ist ebenfalls kaum noch anzutreffen. Prinzipiell ist sich die Holocaust-Forschung einig: Eine sinnvolle und erkenntnisfördernde Analyse von Ego-Dokumenten kann nur dann gelingen, wenn sie in ihrer ganzen funktionalen Bandbreite zwischen den Polen Selbstbehauptung und Dokumentation traumatisierender Erfahrungen gelesen werden. Sie müssen auf weitere Quellen bezogen werden, sind aber als generell eigenständige und vollwertige Repräsentationen zeitgenössischer Wahrnehmungs- und Deutungsmuster handelnder Subjekte zu lesen. Ego-Dokumente gilt es zu entschlüsseln, indem subjektive Konstruktionen herausgearbeitet bzw. Funktionen der jeweiligen Quelle eingeordnet werden.³⁴ So gesehen ähneln sich die Überlegungen in der NS-Forschung und in den Holocaust Studies stark, auch wenn der wechselseitige Austausch bisweilen eher gering ist.

Abgesehen von deutschsprachigen Forschungen zu Ego-Dokumenten, findet die Quellengattung selbstverständlich auch in der internationalen Forschungslandschaft Beachtung. So beschäftigt sich der polnische Literaturwissenschaftler Jacek Leociak seit Längerem mit Texten aus der Zeit des Holocaust, wobei er sich auf das Warschauer Ghetto spezialisiert hat.³⁵ In seiner Studie »Text und Holocaust«, die mittlerweile auch in einer deutschen Übersetzung vorliegt, analysiert er ausgehend von den vielfältigen Funktionen des Schreibens beispielsweise die Zusammenhänge zwischen Diskursarten und sprechendem »Ich« oder zwischen narrativen Strukturen und beschreibenden Elementen.³⁶ Leociak leistet somit einen wichtigen Beitrag zur Erfahrungsgeschichte des Holocaust aus literaturwissenschaftlicher Perspektive. Er benennt verschiedene Artikulati-

33 Vgl. Bajohr, Zeitalter, in: Bajohr/Steinbacher (Hrsg.), Zeugnis, S. 7–22.

34 Ebd. S. 10.

35 Leociak, Tekst, bzw. Leociak, Text.

36 Leociak, Text, S. 13.

onsstrategien, mit deren Hilfe Ghettobewohner die Erfahrung des Holocaust in Worte fassen konnten und hebt in diesem Zusammenhang insbesondere die »Formel der Groteske« hervor.³⁷ Selbstverständlich spielt der historische Kontext in Leociaks Argumentation eine große Rolle, auch wenn letztlich textimmanente Aspekte zentral sind. So begreift Leociak das Schreiben unter den Bedingungen der Ghettos als »Anschieben gegen Absurdität [und als] Beweis für den Glauben an die Unzerstörbarkeit einer Welt, in der die Menschen zueinander sprechen und einander verstehen können«.³⁸ Für ihn spiegelt sich die »heroische Haltung« der Autoren etwa in der zeitgenössischen Formulierung, die Texte entstünden für zukünftige Leserinnen und Leser. Hierin zeige sich die große Anstrengung, mit der die Autoren unter feindlichen Bedingungen die Realitäten für die Nachwelt festhalten wollten. Diese Schlussfolgerungen mögen nicht ganz frei sein von Anklängen an die Auffassung, in sozialen Praktiken drücke sich mehr oder weniger stark widerständiges Verhalten aus. Dennoch stellen Leociaks alternativer literaturwissenschaftlicher Blick auf die Quellen aus dem Warschauer Ghetto sowie der analytische Dreischritt, der Rahmenbedingungen, Funktionen und innere Logiken der Texte untersucht, für die Frage nach Nähe und Distanz in den Ghettos zweifelsohne wichtige Bezugspunkte dar.

Für dieses Buch sind Ego-Dokumente wie Briefe und Tagebücher zentral und machen einen Großteil des Quellenkorpus aus. Aus mehreren Gründen richtet sich das Augenmerk besonders auf die Praxis des Schreibens. Zum einen geht es darum, die Genealogie der verwendeten Quellen zum Teil der Fragestellung zu machen und zu überlegen, wie sich die veränderten räumlichen und zeitlichen Komponenten des Lebens in den Ghettos auf eine Praxis auswirkten, die in solch hohem Maße auf Distanz zu Mitmenschen und Umwelt ausgelegt ist. Zum anderen geht es um die Transformationen privater Praktiken, wie sie Ghettobewohner in ihren Ego-Dokumenten referierten. Die Frage nach den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen der Praxis des Schreibens und den Inhalten der entstandenen Quellen zieht sich daher wie ein roter Faden durch die ganze Arbeit. Die Analyse dieses komplexen Zusammenspiels ermöglicht es, so die Annahme, die Transformationsmechanismen, denen jüdisches Leben unter deutscher Besatzung ausgesetzt war, sowie deren Voraussetzungen und Folgen zu fassen. Schließlich wird die individuell ausgeübte Praxis des Schreibens als Teil eines Verständnisprozesses analysiert, mit dessen Hilfe Ghettobewohner ihre Lebensrealitäten beobachten, bewerten und deuten konnten. Gegebenenfalls trafen sie auf dieser Grundlage Entscheidungen und richteten weitere

37 Ebd., S. 319.

38 Ebd., S. 126.

Handlungen am momentanen Stand dieses Prozesses aus. Prägungen aus der Vorkriegszeit, in denen sich die Heterogenität der jüdischen Bevölkerungsgruppe widerspiegelte, wirkten sich in den Ghettos noch relativ lange auf Sinnkonstruktionen und Deutungsmuster sowie auf die in den Ego-Dokumenten referierten Praktiken aus. Auch wenn jedes Ego-Dokument eine individuelle Quelle darstellt, lassen sich strukturelle und funktionale Gemeinsamkeiten feststellen und bis zu einem gewissen Grad verallgemeinern.

Das dominierende Strukturmerkmal der Transformation verweist auf einen Forschungskonnex, der über die Quellengattung der Ego-Dokumente hinausreicht, und den Amos Goldberg in mehreren Arbeiten ausgeführt hat. Für Goldberg sind Ego-Dokumente in einer kulturwissenschaftlich erweiterten Perspektive auf den Holocaust zu lesen, einer Perspektive, die »seeks then to analyze and decipher in depth the production of social and cultural meaning«.³⁹ Bewusstsein und Bewusstseinsbildung jenseits vermeintlich empirisch fassbarer Realitäten stehen im Mittelpunkt dieses Ansatzes, den dieses Buch aufgreift bzw. zu dem es einen Beitrag leisten möchte. Es liest das Verfassen von Ego-Dokumenten als Momentaufnahmen eines weiter gefassten Verständnisprozesses und gleichzeitig als indivisibel individuelle Praxis. Ausgehend von den Strukturen, Intentionen und Funktionsweisen der so entstandenen Texte sind allgemeine Schlüsse möglich.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich nicht zuletzt Schlussfolgerungen für Auswahl und Anzahl der verwendeten Quellen, das heißt für die Frage der Repräsentativität. Die Zahl der Holocaustopfer und deren heterogene Zusammensetzung sollen sich angemessen im Quellenkorpus widerspiegeln, wobei allerdings oft unklar bleibt, was statistische Repräsentativität angesichts von sechs Millionen Opfern tatsächlich bedeuten kann. Letztlich geht eine solche Forderung am eigentlichen Ziel des gewählten Ansatzes vorbei, den Zusammenhang zwischen der individuellen Wahrnehmungsebene und weiter gefassten Transformationsprozessen zu untersuchen. Die Ergebnisse einer solchen Analyse lassen sich zwar in der oben beschriebenen Weise verallgemeinern, aber nicht hochrechnen. Außerdem greifen für den Kontext noch andere Auswahlkriterien. Eines ist die Überlegung, dass Ego-Dokumente, die über einen längeren Zeitraum abgefasst wurden, sich besonders gut eignen, um Transformationen nachzuvollziehen. Diese Annahme wirkt sich auf die Anzahl der geeigneten Quellen aus.

39 Goldberg, *History*, S. 86. Siehe auch Goldberg, *Trauma*.

b) Quellenlage

Der Quellenkorpus dieses Buches besteht vor allem aus zeitgenössischen Ego-Dokumenten wie Tagebüchern, Briefen oder Postkarten. In Anbetracht der Umstände sind sie in erstaunlicher Anzahl überliefert. Die Rahmenbedingungen, in denen sich Privatheit transformierte, werden weiterhin in Dokumenten der jüdischen Selbstverwaltung der Ghettos bzw. der deutschen Besatzer greifbar. Sehr viele der verwendeten Dokumente stammen aus den Beständen der beiden ghettointernen Archive in Warschau und Litzmannstadt. In Warschau hatte der Historiker Emanuel Ringelblum (1900-1944) unter dem Namen Oyneg Shabes ein im Untergrund operierendes Archiv gegründet, um das Leben im Ghetto für die Nachwelt zu dokumentieren.⁴⁰ Neben der Sammlung unterschiedlicher Archivmaterialien aus der ghettointernen Selbstverwaltung sahen es Ringelblum und seine Mitstreiter als ihre Aufgabe, Berichte, Aufsätze und teilweise sehr umfangreiche Studien über bestimmte Aspekte des Alltagslebens zu verfassen, in der Regel auf Grundlage von Interviews, die sie zuvor mit Ghettabewohnern geführt hatten. Moderne historiografische Methoden und Fragestellungen wie die der Oral History oder der Sozial- und Alltagsgeschichte speisten sich im Fall der Oyneg-Shabes-Mitarbeiter aus einer politisch linken, jiddischistischen Tradition der Geschichtsschreibung, die im Schülerkreis von Ringelblums akademischem Lehrer Majer Bałaban entstanden war. Der Schwerpunkt der Sammeltätigkeit lag naturgemäß auf Warschau. Allerdings versuchten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, auch die Entwicklungen in anderen Orten des besetzten Polens zu dokumentieren, womit sie in etlichen Fällen sogar recht erfolgreich waren. Die Vernetzung mit der Jiddischen Aleynhilf, einer Selbsthilfeorganisation, die in nahezu allen Orten des Generalgouvernements vertreten war, begünstigte dieses Vorhaben.

Für das Archiv arbeiteten überwiegend Männer – Rachela Auerbach und Cecylia Ślapakowa sind die beiden einzigen Frauen, deren Mitarbeit eindeutig belegt ist. Die Gruppe der Archivmitarbeiter bestand aus »Lehrern, Rabbinern, Wissenschaftlern, Schriftstellern, Geschäftsleuten und idealistischen jungen Menschen«.⁴¹ Diese Chronisten repräsentierten das osteuropäische Judentum in der Bandbreite, die sich in der Zweiten Polnischen Republik herausgebildet hatte. So deckten sie zum Beispiel ein relativ breites politisches Spektrum ab. Es war ihre Intention, mit ihrer Arbeit ihre eigene Sicht der jüdischen Geschichte während des Krieges festzuhalten.

Die in zwei Tranchen überlieferten Bestände des Ringelblum-Archivs liegen heute im Jüdischen Historischen Institut in Warschau (Żydowski Instytut

40 Vgl. Kassow, *History*, bzw. auf Deutsch: Ders., *Vermächtnis*.

41 Kassow, *Vermächtnis*, S. 330.